



Aus Freude am Lesen

Sie sind beste Freundinnen. Aufgewachsen wie Schwestern. Als die junge Journalistin Eva Lambregts ihren Job verliert, will sie bei Dianne neue Kraft sammeln. Denn die naturverbundene junge Frau hat sich in ein kleines, malerisches Dorf in Frankreich zurückgezogen. Doch als Eva dort ankommt, ist alles ganz anders: Diannes Haus ist verfallen, die Gegend eine deprimierende Einöde. Und wer sind die Freunde, von denen Dianne ihr vorgeschwärmt hat? Vor allem aber: Wo ist Dianne? Auf Evas Nachforschungen reagieren die Einwohner abweisend, und unheimliche Dinge geschehen im Dorf. Eva beschließt, sich im heruntergekommenen Haus ihrer Freundin einzuquartieren. Doch was als Zuflucht geplant war, entpuppt sich als schlimmster Albtraum ...

ESTHER VERHOEF, 1968 im niederländischen 's-Hertogenbosch geboren, ist eine der erfolgreichsten Autorinnen der Niederlande. Sie wurde vielfach ausgezeichnet, u. a. mit dem Niederländischen Thrillerpreis, den sie als erste Holländerin nach Autoren wie Nicci French, Dan Brown und Henning Mankell gewann.

ESTHER VERHOEF BEI BTB

Der Geliebte. Thriller (73940) · Der Geliebte. Thriller (Leinenausgabe 74348) · Hingabe. Thriller (74251)

Esther Verhoef

Verfallen

Roman

*Aus dem Niederländischen
von Stefanie Schäfer*

btb

Die niederländische Ausgabe erschien 2010 unter dem Titel
»Déjà vu« bei Anthos, Amsterdam.



Verlagsgruppe Random House FSC-DEU-0100
Das für dieses Buch verwendete
FSC®-zertifizierte Papier *Lux Cream*
liefert Stora Enso, Finnland.

1. Auflage

Genehmigte Taschenbuchausgabe Januar 2013

Copyright © der Originalausgabe 2010 by Esther Verhoef

Copyright © der deutschsprachigen Ausgabe 2011 by

btb Verlag in der Verlagsgruppe Random House GmbH, München

Umschlaggestaltung: semper smile, München

Umschlagmotiv: © plainpicture / whatapicture; © shutterstock /
Natali777

Satz: Uhl + Massopust, Aalen

Druck und Einband: CPI – Clausen & Bosse, Leck

UB · Herstellung: sc

Printed in Germany

ISBN 978-3-442-74510-4

www.btb-verlag.de

www.facebook.com/btbverlag

Besuchen Sie auch unseren LiteraturBlog www.transatlantik.de.

*Chacun se dit ami; mais fol qui s'y repose.
Rien n'est plus commun que ce nom;
rien n'est plus rare que la chose.*

Jean de La Fontaine, *Fables* (1668)

Er war ihr dicht auf den Fersen. Zweige zerbrachen knackend unter seinen Bergschuhen oder bogen sich raschelnd beiseite, als er sich einen Weg durch das Gestrüpp bahnte.

Er fluchte unterdrückt.

Er war wie von Sinnen vor Wut.

Sie roch das Waffenöl, das Leder seiner Schuhe, den gewohnten Muff seiner Jacke und die Ausdünstungen seines Körpers, das stärkste Aphrodisiakum, das sie kannte. Sie hörte seine Stimme, seinen Atem. Seine Präsenz war überwältigend – jedes Mal hatte sie darauf reagiert wie ein Zwingerhund, der frisches Futter in seinem Napf witterte. Hungrig, erwartungsvoll, heftig und ungeduldig.

Sie presste sich noch flacher auf den kalten Boden und schloss die Augen. Atmete so viel wie möglich durch die Nase. Sie hoffte inständig, dass er sie nicht sah, dass ihre Atemwolken sich mit dem leichten Nebel vermischten und das Herbstlaub in der Senke ihre Kleidung ausreichend verbarg. Damit er vorbeilief, weiter in den Wald hinein.

Erst wenn er außer Hörweite war, konnte sie den Versuch wagen, aufzustehen und in Richtung Straße zu rennen. Vielleicht hatte sie Glück und konnte ein Auto anhalten. Sonst würde sie weiterlaufen müssen bis zum nächsten Haus, um von dort aus die Polizei zu verständigen.

Bis dahin aber schwebte sie in höchster Gefahr.

Ihre Arme und Beine waren von Schürfwunden bedeckt, und ihre Lippe war aufgeplatzt. Blut klebte an ihrem Kinn, aber es kümmerte sie nicht. Sie spürte die Schmerzen nicht einmal.

Was sie jedoch fühlte war das Leben, tief in ihr. Es war noch klein, nicht größer als eine Faust, aber es war da. Neues Leben.

Arme, Beine. Ein kleines Gesicht.

Beängstigend nahe knackten die Zweige jetzt. Noch tiefer drückte sie sich in die Mulde, die Wange an die nassen Blätter gepresst.

»Verdammtes Weib, Scheißdreck!«

Seine Stimme. Ein wenig keuchend, aber nicht atemlos. Eher ungeduldig, als müsse er dringend etwas erledigen, als sei er in Eile.

Er besaß eine erstaunliche Kondition. Sie kannte niemanden, der so stark und durchtrainiert war wie er. Sie würde ihm niemals entkommen können. Körperlich war er ihr in jeder Hinsicht überlegen, das wusste er genau. Und er wusste noch viel mehr.

Er wusste, dass sie sein Kind trug. Sie hatte es ihm erzählt, als sie sich in der Scheune geliebt hatten. Hastig. Seine Hose bis zu den Knien heruntergezogen. Er hatte sie an den Haaren gepackt, war noch tiefer in sie eingedrungen und hatte geflüstert, er sei stolz auf sie. Es würde bestimmt ein schönes Baby werden. Alles würde gut werden. Sie brauche sich keine Sorgen zu machen. Er würde sich um alles kümmern. Er hätte alles unter Kontrolle.

Sie war vor Liebe blind gewesen und konnte nicht mehr klar denken. Sie hatte ihm vertraut. Was geschehen war und was er in ihr ausgelöst hatte war so überwältigend, so spannend gewesen – er war so spannend gewesen.

Er blieb stehen, nur einen Schritt von ihrem Gesicht entfernt. Sie sah die Bergschuhe und den Saum seiner Jeans, nass vom Unterholz und dem langen Gras.

»Verdammt noch mal!«, brüllte er und stieß mit dem Fuß die Blätter von ihr weg. »Gott verdammt noch mal!«

Sie rollte sich enger zusammen, machte sich so klein wie möglich und zog die Knie eng an, um ihren Bauch zu schützen.

»Bitte nicht!«, rief sie und streckte die Hände abwehrend in die Luft. »Bitte, ich werde kein ...«

»Halt's Maul!« Er hob die Jagdbüchse, stemmte den Kolben gegen die Schulter, legte die Wange an und nahm sie über den langen, glänzenden Lauf hinweg ins Visier. Der Blick konzentriert, die Gesichtszüge verhärtet. Augen, in denen keine Liebe mehr erkennbar war, kein Verlangen, keine Wärme.

Nur Zorn und wilde Entschlossenheit, diese Exekution durchzuführen.

»Es tut mir wirklich leid für dich.« Sjev hat die Ellenbogen auf seinen Schreibtisch gestützt und die Fingerkuppen aneinandergelegt.

Ich blicke an ihm vorbei durch die schmutzigen Scheiben der Aluminiumfenster. Das Laub der Baumreihe neben dem Parkplatz hat sich rot und gelb verfärbt. Blätter bedecken das Pflaster.

»Ich kann mir vorstellen, dass dich das sehr hart trifft, glaub mir. Uns fällt es auch nicht leicht«, höre ich ihn fortfahren, in einem Ton, als hätte er eine Idiotin vor sich. »Wir hatten hohe Erwartungen an die Wochenendbeilage. Deswegen haben wir dich damals eingestellt. Aber wie du weißt, haben sich viele Anzeigenkunden zurückgezogen.«

Unter dem Vordach draußen stehen Kollegen und rauchen, die Reißverschlüsse der Jacken hochgezogen bis unters Kinn. Der Wind spielt mit dem Rauch, der um die Gruppe herumwirbelt und an der Betonfassade hinaufkriecht, wo er allmählich in der Herbstluft verweht.

»... und das bedeutet, wie gesagt, dass wir leider keine Arbeit mehr für dich haben. Wir können deinen Vertrag nicht verlängern. Es tut mir sehr leid.«

Gar nichts tut dir leid, hätte ich am liebsten erwidert. Im Gegenteil, du lachst dir doch ins Fäustchen. Die Direktion hat mich eingestellt, weil ich frisch von der Uni kam und relativ billig war – *eine junge Frau, aktiv, unverbraucht, begeisterungsfähig*. Du dagegen fandest mich zu jung und unerfahren. Das hast du von Anfang an nicht verhehlt. Nie hast du mir

einen interessanten, bedeutenden Artikel gegönnt, nie hast du mir eine faire Chance gegeben. Du hast mir die besten Geschäftsreisen vor der Nase weggeschnappt, die Prominenten interviewt, die Kolumnen geschrieben.

Für mich fielen nur die Krümel ab: vorgekaute Presseberichte, Filmbesprechungen von fünfzig Wörtern, langweilige Ausgetipps. Und sogar die hast du bis zur Unkenntlichkeit überarbeitet.

Und jetzt habe ich keinen Job mehr.

Das ist deine Schuld.

Sjef starrt auf seinen Computerbildschirm und schiebt die Brille auf die Nase. »Ich sehe, dass du ab nächster Woche Freitag Urlaub genommen hast. Wenn du deine übrigen Urlaubstage dazurechnest, kannst du eigentlich sofort deinen Schreibtisch leer räumen.« Dann blickt er mir mit einem glatt rasierten Grinsen direkt ins Gesicht. »Kann ich noch etwas für dich tun?«

Du hast schon genug getan.

»Nein, danke.« Innerlich werfe ich ihm die grässlichsten Verwünschungen an den Kopf, aber nach außen hin bleibe ich völlig ruhig.

Gefühle für mich zu behalten, darin bin ich gut. Ich erröte selten, und wenn es mir schlecht geht, erkundigt sich kaum jemand nach meinem Befinden.

Schichtwechsel draußen bei den Rauchern. Die einzige Frau in der Runde erinnert mich an Dianne. Sie gestikuliert beim Reden genauso heftig wie sie, unterstreicht das Gesagte mit dem ganzen Körper. Dianne, meine beste Freundin, würde in meiner Situation nicht so phlegmatisch bleiben. Wutschnaubend würde sie über den Schreibtisch klettern, Sjef an seiner geschmacklosen Krawatte packen und ihn anbrüllen, was für ein widerlicher Schleimer er sei. »Na und?«, hätte sie später laut lachend bei einer Flasche Bier zu mir gesagt. »Was hätte er schon tun können? Mich etwa feuern?«

Aber ich bin nicht Dianne.

Ich bin Eva Lambregts. Ich klettere nicht wutschnaubend über Schreibtische. Ich werde nicht laut. Ich schlucke meine Worte eher hinunter, als dass ich sie hinausschreie.

Und jetzt bin ich also arbeitslos.

Oder, nach einem neuerdings gebräuchlichen Euphemismus: *in between jobs*. *Zwischen zwei Jobs*.

Erst bei meiner Heimkehr begreife ich vollends, dass ich am Montag nicht mehr in der Redaktion erwartet werde. Man gab mir kaum Gelegenheit, mich von meinen Kollegen zu verabschieden. Dafür ging alles zu schnell. Halb betäubt habe ich meinen Schreibtisch ausgeräumt und bin wie benebelt nach Hause gefahren.

Ich hole eine Flasche Cola aus dem Kühlschrank, schenke mir ein Glas ein und steige die Treppe hinauf. Auf halbem Weg muss ich mich bücken, um mir nicht den Kopf an der Decke zu stoßen. Das Haus, in dem ich zur Miete wohne, ist sehr klein. Im Erdgeschoss befinden sich eine kleine Diele, das quadratische Wohnzimmer und die Küche, von der aus man auf einen ummauerten Innenhof ohne Zugangstür gelangt. Oben sind Bad und Schlafzimmer.

Früher wohnten in diesen Häusern Fabrikarbeiter mit Scharen von Kindern. Ich kenne die Schwarz-Weiß-Fotos aus dem Stadtarchiv – die bleichen Gesichter der armen Kinder vor den Türen ihrer beengten Behausungen. Heute sieht man in unserer Straße keine Kinder mehr. Sobald sich eines ankündigt, ziehen die werdenden Eltern um in ein verkehrsberuhigtes Neubauviertel mit Spielplätzen, Grünanlagen und Gärten.

Oben an der Treppe drücke ich gegen die Tür zum Schlafzimmer. Sie klemmt und protestiert quietschend beim Öffnen. Schon seit fünf Jahren, seitdem ich hier wohne. Ich nehme mir nie die Zeit für solch kleine Reparaturen, und irgendwie gerate ich immer an Freunde mit zwei linken Händen.

Ich lasse mich auf das Doppelbett fallen, ziehe meinen Laptop auf die Tagesdecke neben mich und klappe ihn auf. Über meinem Kopf prasseln Regentropfen auf das Dachfenster.

Ich trinke einen Schluck Cola und öffne das Mailprogramm. Zwei Newsletter, ein paar lustige Filmchen, für die ich momentan nicht in Stimmung bin, und eine E-Mail im Telegrammstil von meinem Freund Erwin, der bis Dienstag an einem Seminar in Berlin teilnimmt.

Zu guter Letzt flattern noch drei Nachrichten von meinen Kollegen – pardon: Ex-Kollegen – herein. Sie hätten es gerade von Sjef gehört, wären alle entsetzt, wünschten mir alles Gute und hofften, ich käme nächste Woche trotzdem mit auf den jährlichen Betriebsausflug. Na klar. Als hätte ich noch Lust dazu.

Mir ist nicht danach, ihnen zu antworten. Vielleicht morgen, wenn es mir wieder besser geht.

Es geht mir nicht besser. Im Gegenteil: Ich fühle mich elender, verwirrter und nutzloser denn je nach einer schlaflosen Nacht, in der ich meine Cola so lange mit Bacardi verdünnt habe, bis die Flasche leer war, stundenlang auf dem Sofa herumlag und von einem Sender zum nächsten zappte. Die Niedergeschlagenheit ergriff immer mehr Besitz von mir.

Dabei war es nicht so sehr die Angst vor der Arbeitslosigkeit, die mich wach hielt. Vielmehr war es Wut. In erster Linie Wut auf Sjef, aber letztendlich auch auf die wahre Ursache des Schlamassels: *moi*. Meine Wenigkeit.

Ich hatte schon seit einer ganzen Weile den Eindruck, dass Sjef mich aufs Abstellgleis schob, mir vielleicht sogar aktiv Steine in den Weg legte, aber ich habe nichts dagegen unternommen. Ich habe meine Artikel geschrieben und anschließend untätig zugesehen, wie er alles aus dem Kontext riss, mit der Reihenfolge stümperte, die Anzahl der Wörter halbierte und die Seele herauschnitt. Kein einziger Artikel gelangte unversehrt ans Ziel. Warum habe ich mich nie dagegen gewehrt? Warum bin ich nicht schon früher wütend geworden und habe mich an den Chefredakteur gewandt? Was glaubte ich eigentlich, mit meiner Passivität zu erreichen?

Gegen Morgen bin ich davon überzeugt, an meiner Kündigung selbst schuld zu sein. Meine Laune sinkt noch tiefer unter den Nullpunkt, als auf den Stellenmärkten im Internet kein einziger attraktiver Job in unserer Umgebung zu finden ist. Höchstens in der Nähe von Amsterdam. Ich überlege, ob

ich weggehen soll. Umziehen nach Den Haag oder Amsterdam, zweihundert Kilometer weg von meiner Heimatstadt, meinen Freunden und meiner Familie? Noch einmal ganz von vorne anfangen?

Mit Aussicht auf eine interessante Stelle hätte ich vielleicht ernsthaft über einen solchen Schritt nachgedacht. Aber ich glaube nicht an eine derartige Chance. Nicht mehr. Ich befürchte, meine Entlassung ist kein Zufall, sondern ein Menektekel. Wieder einmal habe ich eine falsche Entscheidung getroffen.

Als ich vor fünf Jahren mit dem Studium anfang, waren die Stellen für Journalisten bei der Presse schon dünn gesät, inzwischen sind sie eine Rarität. Das Einsparvirus greift rasant um sich, alles ist im Wandel begriffen. Immer mehr Leute lesen die Zeitung online – kostenlos, ohne einen müden Cent dafür zu bezahlen –, und nur, wenn sie eine Wohnung suchen oder Hintergrundinformationen brauchen, kaufen sie die dicke Samstagsausgabe mit der Hochglanzbeilage. Abgesehen von den Lesern im Verbreitungsgebiet meiner ehemaligen Zeitung natürlich. Die kaufen gar keine Zeitung mehr.

Mit einer Tasse starkem Kaffee mache ich es mir auf dem Sofa bequem und reiße meinen Laptop aus dem Schlaf. Keine neuen Nachrichten. Auch nicht von Dianne.

Meine letzte E-Mail an sie ist bereits vier Tage alt. Heute Nacht habe ich sie sicherheitshalber noch einmal verschickt. Seitdem Dianne nach Frankreich mitten ins Nirgendwo gezogen ist – *au milieu de nulle part*, wie es auf Französisch so schön heißt –, reagiert sie nicht mehr so prompt wie früher auf meine E-Mails und SMS.

Der nächste Samstag ist schon monatelang in meinem Kalender vorgemerkt: Meine erste richtige Urlaubswoche, seit ich bei der Zeitung angefangen habe, werde ich bei ihr verbringen. Wie sehr ich mich darauf freue! Jetzt, wo ich sowieso

nichts anderes mehr zu tun habe, würde ich am liebsten gleich morgen früh in mein Auto springen. Meine *In-between-jobs-Zeit* beginnt offiziell erst in zwei Wochen. Die Jobbörse und das Arbeitsamt können noch ein bisschen warten.

Ich nehme mein Handy vom Wohnzimmertisch und schreibe eine SMS:

HI D, WO TREIBST DU DICH RUM? BITTE MELDEN, EGAL WIE, OK? X E.

Einen Augenblick lang starre ich mein Telefon an, als könne es jeden Moment anfangen zu summen. Dann stehe ich auf und stecke es in die Tasche meiner Jeans. Gemächlich recke und strecke ich mich. Mein Körper sehnt sich nach Schlaf, aber wenn ich diesem Bedürfnis jetzt, mitten am Tag, nachgebe, gerate ich die ganze kommende Woche aus dem Rhythmus.

Ich ziehe eine Windjacke über, hole mein Fahrrad vom Innenhof und schiebe es durch Küche und Wohnzimmer hinaus auf die Straße.

Draußen liegt der Geruch nach feuchtem Beton und modernem Laub in der Luft. Es weht ein kräftiger Wind, und über der Stadt hängen dicke Wolken. Der Sommer ist jetzt endgültig vorüber.

Bis zum Seringenhof, einer verkehrsberuhigten Vorstadtstraße, braucht man mit dem Fahrrad keine Viertelstunde. Die anderthalbgeschossigen Häuser sind mit braunen Ziegeln gedeckt und grenzen mit den Garagen aneinander, sodass sich die Nachbarn kaum gegenseitig stören. Vor den Häusern stehen Laternen mit schüsselförmigen Lampenschirmen, und die Bürgersteige werden von japanischen Zierkirschen gesäumt. Wenn die Bäume Ende April blühen, bedecken die welkenden rosa Blütenblätter noch lange danach die Straße.

Vor zehn Jahren sind wir hierher gezogen: meine Eltern, meine zwei jüngeren Brüder Charles und Dennis und ich. Noch während meines Pädagogikstudiums habe ich zu Hause gewohnt und mir erst, als ich an der Gesamtschule in der Innenstadt eine Stelle als Französischlehrerin fand, eine eigene Wohnung gesucht. Das war ein Jahr, nachdem Charles mit seinem Freund nach Amsterdam gezogen war.

Es scheint, als sei niemand zu Hause. Das Auto steht nicht vor der Tür, und die Jalousien sind zwar aufgedreht, aber nicht hochgezogen. Wenn meine Eltern zu Hause sind, kann man von der Straße aus mitten durchs Haus bis in den Garten schauen.

Meine Mutter liebt Licht und Offenheit und legt keinen großen Wert auf Privatsphäre. »Ich habe nichts zu verbergen«, pflegt sie zu sagen.

Ich gehe den Weg zur Haustür entlang, lege meine hohle Hand an das Küchenfenster und blicke hinein. Auf der Anrichte stehen Kaffeetassen, und auf der kleinen Theke zwischen Küche und Wohnzimmer liegt eine aufgeschlagene Zeitung.

Die Zeitung.

Als ihre einzige Tochter dort anfang, haben meine Eltern die Zeitung sofort abonniert. Sie hofften auf Titelseiten-Artikel, die in der Nachbarschaft Aufsehen erregen würden, mussten ihre Erwartungen jedoch bald herunterschrauben, genau wie ich. Über meinen Ministücken stand oft nicht einmal mein Name, sondern nur: »von unserer Redakteurin«, oder, schlimmer noch, »von einem unserer Redakteure«.

Pro forma klingele ich und rüttele an der Durchgangstür im Garagentor. Nein, sie sind nicht da.

»Eva? Bist du das?«

Auf der Auffahrt neben der meiner Eltern steht unsere Nachbarin Martha Pieters mit ihrem Rauhaardackel auf dem Arm. Sie trägt eine lange Strickjacke zu einer beigefarbenen

Hose und Mokassins. Martha war einmal mit einem Chirurgen verheiratet. Darauf scheint sie großen Wert zu legen, so oft, wie sie es erzählt, sogar völlig Unbekannten.

»Deine Eltern sind nicht da. Sie sind in die Stadt gefahren!«, ruft sie schrill. »Dein Vater braucht eine neue Brille, und deine Mutter muss einen Mantel umtauschen.«

So viel zur Privatsphäre. »Ah, vielen Dank, dann komme ich später wieder!«

»Soll ich dir eine Tasse Tee kochen? Sonst bist du das ganze Stück ganz umsonst gefahren. Ich glaube, es fängt auch gleich an zu regnen.«

»Macht nichts«, erwidere ich und ziehe mich Schritt für Schritt zum Weg zurück. »Ich bin gerne mit dem Rad unterwegs.« Ich winke Martha übertrieben freundlich zu und überhöre ihre weiteren Einwände.

Martha hatte recht: Kaum bin ich wieder auf der Straße, fängt es an zu tröpfeln, und ich muss im Regen nach Hause fahren.

Es ist sieben Uhr abends, und unten im Haus riecht es nach Frittenfett. Ich werfe die Plastikschrälchen aus der Imbissbude in den Mülleimer, trinke den letzten Rest Bier aus und stelle die Flasche in einen Kasten auf dem Innenhof. Drei weitere leere Bierkästen stehen neben dem Regenfallrohr – im Sommer habe ich sie als Sitzgelegenheiten benutzt.

Obwohl ich nur ein Bier getrunken habe, fühle ich mich ein bisschen beschwipst. Erschöpft atme ich die feuchte Stadtluft ein und blicke mich um. Mitleid erregende Usambaraveilchen – ein Geschenk meiner Mutter – in einem Balkonblumenkasten, eine halb vermoderte Fußmatte mit der Aufschrift »HOME, SWEET HOME«, ein zusammengefaltetes Stück PVC-Boden und Kartons voller Altpapier. Zwischen den Platten wuchern Moos und Gras.

Ein zufälliger Passant, der den Typ Hausbewohner hätte erraten müssen, hätte garantiert auf »Student« getippt.

Ein Mensch passt sich ganz von selbst seiner Umgebung an, das habe ich schon oft gehört. Diese Anpassung sei ein Automatismus. Die Umgebung präge den Menschen und bestimme, in welche Richtung er sich entwickelt. Man könne sich verbiegen, wie man wolle, die Zwänge der Wohn- und Arbeitswelt holten einen ein.

Ich frage mich inzwischen, ob es nicht genau andersherum ist und die Menschen automatisch die Umgebung auswählen, die am besten zu ihnen passt. Im Moment bin ich jedenfalls froh, dass ich mir noch keine teurere Bleibe gesucht habe.

Dianne hat sich noch immer nicht gemeldet, weder per E-Mail noch per SMS. Wenn ich sie anrufe, meldet sich ihre Mailbox. Bei jeder anderen hätte eine solch einseitige Funkstille wohl bedeutet, dass die Freundschaft abgekühlt ist, aber bei Dianne kommt mir das erst gar nicht in den Sinn.

Wir kennen uns schon fast unser ganzes Leben lang. Sie zog mit ihren Eltern in das Nachbarhaus, als ich drei Jahre alt war. Dianne war einen Kopf größer als ich, schon fast sechs und kam uns fast täglich besuchen. Dianne ist das einzige Kind zweier Weltverbesserer, die im ganzen Land an Demonstrationen teilnahmen. Wenn sich ihre Eltern wieder einmal gemeinsam mit ihren fanatischen Freunden an das Tor einer umweltverschmutzenden Fabrik angekettet hatten, aß und übernachtete Dianne bei uns.

Das Rollenverständnis meiner Mutter ist eher traditionell: Sie war einfach für meine Brüder und mich da, und auch für Dianne, ihr Kuckuckskind, das sie halb als ihr eigenes adoptiert hatte. Dianne benahm sich ihrerseits wie meine ältere Schwester, an der ich mich orientieren konnte.

Wir hatten von jeher eine enge Beziehung, obwohl mir Dianne wegen des Altersunterschieds stets um einen Schritt voraus war. So besuchten wir zum Beispiel nie dieselbe Klasse, aber immerhin denselben Gymnasialzweig der Gesamtschule.

Dianne hatte mich dazu angeregt, Französischlehrerin zu werden. Weil ich keine Ahnung hatte, was ich nach der Schule anfangen sollte, schrieb ich mich für dieselben Fächer ein, die sie bereits seit zwei Jahren studierte. Dianne hat tatsächlich eine Weile als Lehrerin gearbeitet, sich danach aber zur Dolmetscherin und Übersetzerin weitergebildet. Auch ich gab schnell auf, nachdem ich erst einmal ins Berufsleben hineingeschnuppert hatte. Ich war kaum zwanzig und musste unmotivierte Vierzehn- bis Sechzehnjährige unterrichten, deren Eltern im selben Alter wie meine waren und die mich genauso wenig ernst nahmen wie ihre Sprösslinge. Es war extrem ner-

venaufreibend. Als Journalistin zu arbeiten erschien mir sowohl spannender als auch weniger konfliktrichtig. Die Umschulung bedeutete zwar, dass ich einen weiteren Kredit aufnehmen musste. Aber ich war mir sicher, mich mit meinen Französischkenntnissen im Bereich »Bildung und Wissenschaft« spezialisieren zu können. Oder »irgendetwas mit französischsprachigen Ländern« anzufangen. Nicht nur würden sich durch meine Vorkenntnisse meine Chancen auf dem Arbeitsmarkt erhöhen, sondern ich hätte sogar bessere Aufstiegsmöglichkeiten. Das redete ich mir jedenfalls ein.

Ich sollte lieber allmählich akzeptieren, dass ich Spezialistin im Treffen falscher Entscheidungen bin. Wenn ich so weiterkrebse, habe ich mit dreißig noch keinen anständigen Job. Ich brauche unbedingt ein gutes Gespräch, ein Gespräch mit jemandem, der mir einen Spiegel vorhält. Dessen Urteil ich mir zu Herzen nehme.

Dafür kommt eigentlich nur eine Person in Frage – und die tut so, als sei sie nicht zu Hause.

Dass Dianne tatsächlich nicht zu Hause ist, glaube ich nicht. Wenn sie länger als ein paar Tage weggefahren wäre, hätte sie mir sicherlich Bescheid gesagt. Obwohl wir uns seit einem halben Jahr nicht gesehen haben und sich unser Kontakt auf E-Mails und eine gelegentliche SMS beschränkt, haben wir uns nicht entfremdet. Dafür ist unsere Bindung zu stark.

Bestimmt gibt es einen triftigen Grund für die Funkstille.

Ich werde es bald erfahren, denn ich habe soeben beschlossen, mich morgen früh auf den Weg zu machen.

Es knallte kein Schuss.

Sie fühlte keinen stechenden Schmerz.

Sie fiel nicht in eine finstere Tiefe, ein schwarzes Loch.

Sie lebte noch immer.

Hoch ragte er über ihr empor und starrte mit zusammengekniffenen Augen den langen Lauf entlang. Die Jagdwaffe war noch immer auf ihre Brust gerichtet.

»Bittel«, flüsterte sie.

»Sei jetzt still.«

»L-lass mich bitte gehen. Bitte.«

Er schüttelte den Kopf. »Geht nicht. Du hast zu viel gesehen.«

Er wird mich ermorden.

Ich sehe es, ich spüre es.

Dieser Mann hatte ihr unglaublich viel bedeutet. Wie hatte sie sich so in ihm täuschen können? Wie hatte sie es zulassen können, sich so hoffnungslos in ihn zu verlieben, solche Risiken einzugehen und sein Kind zu empfangen?

Mein Kind.

»Doch!«, rief sie atemlos. »Natürlich geht es!«

»Du bist weggelaufen.«

»Ich habe mich erschreckt, einfach erschreckt. Das ist alles.«

Er schnaubte. Seine Stimme klang jetzt sanfter, weniger zornig:
»Ich wünschte, du hättest es nicht gesehen.«

»Es spielt keine Rolle.«

»Du musst mich hassen«, stellte er fest.

»Nein! Nein, ich liebe dich!« Tränen der Verzweiflung flossen ihr über die Wangen.

Ich bin blind gewesen, dachte sie. Blind und taub.

Sein Finger lag noch immer auf dem Abzug. Eine kleine Bewegung, ein Muskelzucken, und es wäre um sie geschehen.

»Ich, ich w-werde niemals etwas verraten!«, versprach sie weinend. »Niemals. Das musst du mir glauben.«

Ich werde sofort tot sein.

Mein Kind wird später sterben, nicht so schnell und erst lange Minuten nach meinem Tod, wenn mein Herz schon eine Weile lang nicht mehr schlägt und mein Blut in den Adern gerinnt.

»Es spielt keine Rolle, was du getan hast«, fuhr sie fort. »Ehrlich. Ich liebe dich.«

Lange Zeit stand er still da. Reglos.

Regentropfen fielen auf das Laubdach und die Baumstämme. Sie rannen am Lauf hinunter, blieben an der Mündung hängen und spritzten in ihr Gesicht.

»Wir können das alles vergessen«, flüsterte sie. »Wir können zusammenbleiben. Du und ich und...« Ihr Atem stockte. »Und unser Kind.«

Sie sah, wie sich seine Wangenmuskeln anspannten und ein Funke der Unsicherheit und des Zweifels in seinen Augen glomm. Sein Blick bohrte sich in ihren und grub sich einen Weg durch ihren brüchigen Panzer nach innen, auf der Suche nach der Wahrheit.

Er durchschaute sie.

Er spannte die Muskeln an und drückte den Abzug.

Erwin ist sauer. Das Deutschseminar ist derart zum Einschlafen langweilig, dass er ein paar Tage früher nach Hause kommt. Und zwar heute. Das hat er mir geschrieben, als ich bereits auf der *périphérique* unterwegs war – *périef* im französischen Volksmund – und den Eiffelturm wie einen silbri-gen Schatten aus der amorphen Masse der Gebäude in der Ferne aufragen sah. Kurz darauf verschwand das bekannteste Wahrzeichen der Welt hinter einer Lärmschutzwand aus Beton, und ich fuhr in den zigsten Tunnel hinein, eingequetscht zwischen Lkws, das Licht meines Citroëns eingeschaltet.

Das Handy auf dem Beifahrersitz vibriert schon wieder. Ich ignoriere es.

Ich muss mich jetzt auf den Verkehr konzentrieren. Ich werde links und rechts überholt, muss zahllose Aus- und Einfahrten beachten und den Schilderwald im Blick behalten, während plötzlich in meinem Rückspiegel die Scheinwerfer von Motorrädern im Zickzackkurs auftauchen, bis ihre Fahrer knapp vor mir einscheren.

Laut Navigationssystem, das mir passenderweise auf Französisch Anweisungen gibt, sind es von hier aus noch fünfeinhalb Stunden bis zu Diannes Haus. Oder besser: bis zu dem Weiler, in dem Diannes Haus steht, denn Dianne hat keine eigene Adresse.

In den ländlichen Gegenden Frankreichs sind Straßennamen und Hausnummern nicht üblich. Durch die fünfstelligen Postleitzahlen gelangt die Post auf jeden Fall in das Dorf, zu dem der Weiler gehört. Der Name des Weilers fungiert als

Straßenname, so hat Dianne es mir erklärt, weil der größte Teil dieser Minidörfer aus nur fünf bis zehn Häusern besteht. Der Postbote kennt die Einwohner namentlich, was Hausnummern überflüssig macht.

Merkwürdiges System.

Vor mir erstreckt sich eine schnurgerade Straße. Ich nehme mein Handy vom Beifahrersitz und werfe einen raschen Blick auf das Display.

MIST. WOLLTE HEUTE ABEND MAL SCHNELL ZU DIR REINSCHLÜPFEN ☺DEIN PECH! X-CHEN ER

Erwins Selbstbewusstsein ist unerschütterlich.

Lächelnd bitte ich ihn schriftlich, auf mich zu warten und heute in zwei Wochen noch einmal wiederzukommen.

Als ich Paris endgültig hinter mir gelassen habe und der Beton rechts und links einer herbstlichen Hügellandschaft gewichen ist, habe ich über die Hälfte der Reise geschafft. Jetzt sind es noch gut fünfhundert Kilometer.

Lange Fahrten machen mir nichts aus. Früher fuhren wir jeden Sommer auf einen Campingplatz in Frankreich oder Italien, und im Gegensatz zu meinen Brüdern, die sich unterwegs ständig in den Haaren lagen und verbissen ihr Rückbankterritorium verteidigten, langweilte ich mich nie. Ich hatte eine lebhaftere Fantasie und stellte mir vor, dass ich die Berglandschaft, die draußen vorbeiflog, nicht im Auto, sondern auf dem Rücken eines geflügelten Pferdes durchquerte. Dann wieder rutschte ich so weit wie möglich auf dem Sitz nach vorn und beugte mich zurück, um in die Wolken zu schauen, die alle ihre eigene Geschichte erzählten. Und ich las Bücher, die ich gleich stapelweise mitnahm. Einige hatte ich bereits ausgelesen, bevor wir unser Reiseziel erreichten.

Doch jetzt kann ich mich weder in ein dickes Buch versen-

ken noch zu den Wolken aufblicken. Auf der langen, langweiligen Strecke nach Orleans schlage ich die Zeit tot, indem ich Chips knabbere, Radio höre und SMS lese und beantworte. Erwin ist ebenfalls im Auto unterwegs. Seine Botschaften werden immer anzüglicher, und ich schicke neckische Bemerkungen zurück.

Obwohl wir uns erst seit drei Monaten kennen, stört es mich nicht allzu sehr, Erwin ein Weilchen nicht zu sehen. Unsere Beziehung fühlt sich angenehm leicht und unverbindlich an. Er sieht ziemlich gut aus – langhaarig, groß –, und auch außerhalb des Schlafzimmers verstehe ich mich gut mit ihm. Sehr tief gehen meine Gefühle allerdings nicht, und die Schmetterlinge im Bauch sind bisher ausgeblieben.

Vielleicht, denke ich jetzt, warten wir beide unbewusst auf etwas Besseres: die wahre Liebe, unwiderstehlich attraktiv, die die Erde erbeben lässt und mit ihrem Blick schlafende Vulkane zum Ausbruch bringt. Unwillkürlich muss ich kichern. Bis es so weit ist, leisten wir einander Gesellschaft, damit wir nicht alleine sind, falls sich die wahre Liebe als Hirngespinnst erweist.

So sehe ich die Sache, und obwohl Erwin und ich nie ausdrücklich darüber gesprochen haben, bin ich so gut wie sicher, dass er genauso empfindet. Ich habe ihm auch noch nicht von meiner Entlassung erzählt. Erst will ich mir diese Auszeit gönnen und den Urlaub dazu nutzen, mir über einiges klar zu werden: was ich kann, was ich will, was ich als Nächstes unternehmen werde. Ich weiß, dass Dianne mich dabei unterstützen wird.

Ich kenne keine Frau, die so leidenschaftlich ist wie sie – so intensiv und willensstark, dass sie unwillkürlich jeden in ihren Bann schlägt. So ist sie schon immer gewesen, seit ich sie kenne. Früher stürzte sie sich voller Hingabe auf alles, was sie interessierte, ob es nun ein Projekt für Kinder in Mali war – für das unsere Schule jedes Jahr Spenden sammelte –

oder ein Dichter des siebzehnten Jahrhunderts wie Jean de La Fontaine, dessen Werk wir während des Studium durchnahmen. Still sitzen konnte sie nie. Wenn sie gerade keine Arbeit hatte, machte sie sich als freiwillige Helferin im Altenheim, Jugendzentrum oder Tierheim nützlich.

Wenn ich ehrlich bin, habe ich im vergangenen halben Jahr nicht nur Dianne selbst schmerzlich vermisst, sondern vor allem ihre Unterstützung und ihre unerschöpfliche Energie. Ich kann mir keine schönere Auszeit vorstellen als bei ihr in Frankreich auf dem Land.

Noch besser wäre allerdings, wenn sie endlich etwas von sich hören ließe. Seit heute Morgen habe ich sie fast jede Stunde zu erreichen versucht, aber ihr Handy ist noch immer ausgeschaltet.

Und wenn sie wirklich nicht zu Hause ist, wenn ich nachher ankomme? Was dann?

Es ist bereits Abend, als ich den kleinen Ort durchquere, in dessen Nähe Diannes Weiler »Le Paradis« liegen muss. Ein typisch französisches Dorf, wie es in dieser Region häufig vorkommt: Die Häuser haben beigefarben oder grau verputzte Fassaden und stehen unmittelbar an den schmalen Bürgersteigen. Die Hauptstraße wird von Laternen gelblich erleuchtet, wirkt aber wie ausgestorben. Keine Menschenseele zu sehen. Alle Fensterläden zugeklappt. Auch die wenigen Geschäfte des Dorfes sind geschlossen, aber schließlich ist es Sonntagabend.

Viel Abwechslung scheint es für die Dorfbewohner nicht zu geben. Am Ortseingang ist mir eine kleine Post aufgefallen, danach kam ich an einem Bäcker, einem Metzger und einer Apotheke mit grünem Neonkreuz an der Fassade vorbei. Ein Stück weiter entdeckte ich einen kleinen Supermarkt. Direkt vor dem Schaufenster sind Metallregale voller Gasflaschen angekettet.

Hier geht Dianne also einkaufen, denke ich und fahre langsamer, um das dunkle Dorf besser in Augenschein nehmen zu können. Das ist jetzt ihre Heimat, ihr Zuhause, zwölfhundert Kilometer von unserer Heimatstadt entfernt.

Ich hatte es mir ganz anders vorgestellt. Schöner, bunter. Freundlicher, vielleicht. Bestimmt liegt es am Wetter, dem bedeckten Himmel – der Herbst hat auch in Frankreich Einzug gehalten.

Der Strahl meiner Scheinwerfer wandert über eine kleine Kirche aus Kalksandstein. Daneben liegt ein von Neonröhren

erhelltes Lokal mit dazugehörigem Kiosk. Über der Bar flimmert ein altmodischer Fernseher. Im Vorbeifahren betrachte ich die Gäste. Männer, überwiegend dunkelhaarig, mit karierten Hemden und Pullundern. Im Licht des Fernsehers sehen ihre Gesichter aschfahl aus. Seit zwanzig oder sogar dreißig Kilometern sind sie die ersten lebenden Wesen, die ich zu Gesicht bekomme.

Einer von ihnen bemerkt mich und stößt seinen Nachbarn an. Die anderen schauen jetzt auch auf. Mit halb zugekniffenen Augen folgen ihre Blicke meinem Auto, als ich im Schritttempo vorbeifahre.

Sofort richte ich die Augen geradeaus und trete aufs Gaspedal.

Bestimmt verirren sich nur selten Fremde hierher. Vor allem solche mit einem auffälligen, gelben niederländischen Nummernschild.

Nachdem ich das Dorf wieder verlassen habe, biege ich in einen Weg ein, der sich zwischen dunklen Tannen einen kleinen Hügel hinaufschlängelt. Es ist stockdunkel. Im Licht der Scheinwerfer sieht man, dass der Weg teils aus dem Fels geschlagen und teils in den Lehmboden gegraben wurde. Die steilen Seitenwände sind mit Farn bewachsen, dessen Wedel zu dieser Jahreszeit braun vertrocknet sind.

Das Landschaftsbild gleicht jenem, das sich mir bereits auf dem letzten Streckenabschnitt im Hellen geboten hat: Hügel, steil aufragende Felsen, dichte Wälder, sanft abfallende Hänge mit Äckern, viele Stoppelfelder und Pflanzungen von welkenden Sonnenblumen mit hängenden Köpfen. Hier und da flachsblonde Kühe, regennass und dösing wiederkäuend unter Laubbäumen, deren Blätter sich rot, braun und gelb gefärbt haben. Nur ab und zu ein Bauernhof oder ein kleines Haus.

Dianne hat oft davon gesprochen, dass sie zurück zur Natur wollte. Irgendwann wollte sie an einem Ort leben, der so weit

wie möglich von unserer lärmenden Konsumgesellschaft entfernt lag, einer Gesellschaft, in der die Menschen zu Marionetten der Medien geworden seien. Im letzten Jahr vor ihrer Emigration hat sie immer wieder betont, dass es für sie nicht infrage käme, weiterhin in der Stadt zu leben.

Ich denke an eine der Mails zurück, die sie mir geschickt hat, nachdem sie gerade erst hierher gezogen war. Sie hatte Fotos ihres kleinen Häuschens angehängt und davon geschwärmt, wie toll es hier sei und was für »interessante neue Freunde« sie gewonnen habe.

Offenbar hat sie hier Fuß gefasst, obwohl ich mir das bisher nicht vorstellen kann. Vielleicht ist Dianne tief im Inneren doch naturverbundener, als ich dachte. Jedenfalls befürwortet sie so ungefähr alles, was mit Umwelt- und Naturschutz zu tun hat. In den Niederlanden war sie Mitglied von Greenpeace und mehreren anderen Naturschutzorganisationen, aß nur Bionahrungsmittel und hat – nach dem Vorbild ihrer vegetarisch lebenden Eltern – ihr Leben lang keinen Bissen Fleisch zu sich genommen. Damit sie genügend Nährstoffe bekam, versorgte meine Mutter sie mit Walnüssen und gekochten Eiern. Doch so wie Dianne leben Hunderte andere, die trotzdem nicht daran denken, ihre Stadtwohnung gegen ein Leben *au milieu de nulle part* einzutauschen.

Diannes Einfahrt zweigt auf halbem Wege einen Hügel hinauf von einer schmalen Asphaltstraße ab. Ich wäre trotz Navi daran vorbeigefahren, wenn ich Diannes Wegbeschreibung nicht dabei gehabt hätte, denn die Zufahrt gleicht eher einem Feldweg. Vorsichtig biege ich ab und fahre im Schrittempo weiter bergauf.

Der Weg ist matschig, und in den tiefen Traktorspuren liegen zahlreiche dicke Steine, die die Federung des Wagens auf eine harte Probe stellen. Auf dem Mittelstreifen wachsen Gras und Unkraut, hin und wieder schabt ein Ast am Unterboden meines Autos entlang. Dichter Mischwald schließt sich über dem Weg zusammen wie ein Gewölbe.

Immer weiter geht es bergauf. Der holprige Feldweg scheint kein Ende zu nehmen. Nebelschleier kriechen aus dem Unterholz und bleiben dicht über dem Boden hängen. Ich unterdrücke ein Gefühl des Unbehagens und bilde mir ein, die Müdigkeit spiele mir einen Streich. Es ist eine lange Reise gewesen, ich habe vierzehn Stunden am Steuer gegessen. Tagsüber sieht es hier bestimmt idyllisch, ja, märchenhaft aus.

Ich erreiche einigermaßen ebenes, offenes Gelände. Zu meiner Rechten beschreibt der Waldrand eine sanfte Abwärtskurve, links von mir und vor mir erstreckt sich ein welliges Stoppelfeld. Der Feldweg führt rechts ab zu einem etwas niedriger gelegenen, mit Split befestigten Grundstück, auf dem zwei mörtelverputzte Gebäude längs hintereinander aufragen. Auf der anderen Seite des Grundstücks steht zum Feld hin ein



Esther Verhoef

Verfallen

Roman

Taschenbuch, Broschur, 320 Seiten, 11,8 x 18,7 cm

ISBN: 978-3-442-74510-4

btb

Erscheinungstermin: Dezember 2012

Sie sucht Trost – und findet das Grauen

Sie sind beste Freundinnen. Aufgewachsen wie Schwestern. Als die junge Journalistin Eva Lambregts ihren Job verliert, will sie bei Dianne neue Kraft sammeln. Denn die naturverbundene junge Frau hat sich in ein malerisches Dorf in Frankreich zurückgezogen. Doch als Eva dort ankommt, ist alles ganz anders: Dianne's Haus ist verfallen, die Gegend eine deprimierende Einöde. Und wo ist Dianne? Auf Evas Nachforschungen reagieren die Einwohner abweisend, und unheimliche Dinge geschehen im Dorf. Eva beschließt, sich im heruntergekommenen Haus ihrer Freundin einzuquartieren. Doch was als Zuflucht geplant war, entpuppt sich als schlimmster Albtraum ...